

# Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Nr. 25. 1890.

## Die Augen Wischnu's.

Roman von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.)

8. (Nachdruck verboten.)

### Die Heimkehr.

— Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.  
 Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen." Schiller.

Seit vierzehn Tagen war Leon Chadreux wieder in Frankreich.

Der „Henri IV.“ hatte eine schlechte Ueberfahrt gehabt. Im indischen Ocean von einem heftigen Orkan arg beschädigt, mußte er fast einen Monat in St. Paul auf der Insel Bourbon — der heutigen Insel Réunion — liegen bleiben, um seine Schäden auszubessern. Es war eine schwere Zeit für den ungeduligen Grafen, der sich mit allen Fibern seines Herzens nach der Heimath sehnte; sie wurde ihm aber doppelt schmerzlich, denn hier erfuhr er zuerst den vollen Umfang der gegen seinen theuren General erhobenen Vorwürfe. Dupleix selbst mußte, als er Leon beurlaubte, die schwersten der gegen ihn von seinen Feinden geltend gemachten Anklagen noch nicht ganz übersehen haben, seine Bertheidigungsschrift, die er dem Grafen mitgegeben hatte, ging wenigstens gerade über den Hauptpunkt ziemlich leicht hinweg.

Wie früher erwähnt, hatte der treffliche Seemann Mahé de Labourdonnaye, der damalige Gouverneur der Insel Bourbon, im Jahre 1746 mit seinem kleinen Geschwader Madras den Engländern entrisen. Ohne von Dupleix, als dem Generalgouverneur Indiens und also von seinem Vor-

gesetzten, ermächtigt zu sein, schloß er jedoch bei der Kapitulation des Platzes einen Vertrag mit den Briten ab, demzufolge die Stadt später gegen Zahlung einer großen Summe den Engländern zurückgegeben werden sollte. Dupleix konnte in der That diese Eigenmächtigkeit nicht dulden, er durfte von seinem Standpunkt aus, um seiner weiterrechnenden Pläne willen diese Bedingungen nicht anerkennen. Es kam zu hef-

tigen, höchst peinlichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden tapferen Soldaten. Labourdonnaye ging schließlich nach Bourbon zurück, aber die Berichte Dupleix' waren ihm bereits zuvorgekommen: er fand seinen Posten durch einen Nachfolger besetzt und zugleich einen Befehl vor, sich in Paris persönlich zu verantworten. Und nun traf den wackeren, wenn auch höchst eigenwilligen Mann Schlag auf Schlag. Auf der

Rückfahrt wurde er von den Engländern gefangen genommen; endlich freigelassen, kehrte man ihn in Paris ein und zieh ihn des Hochverraths. Jahrelang saß er in der Bastille. Man verweigerte ihm jedes Schreibmaterial — auf seine Taschentücher schrieb er mit Kaffee seine Memoiren, und diese Blätter, die mit Gift und Galle gegen Dupleix getränkt waren, wurden jetzt, bald nach seinem im September 1753 erfolgten Tode, veröffentlicht. In der That, sie waren dazu angethan, das Ansehen des Generals tief zu schädigen, und sie erregten wirklich einen Sturm der Entrüstung in ganz Frankreich; die leicht erhitzten Gemüther erblickten in Dupleix jetzt nur einen ehrgeizigen Machthaber, der lediglich persönliche Interessen verfolgte, während Labourdonnaye als ein armer, mißhandelter, mit Undankbarkeit überhäufeter Held, als der Märtyrer einer guten Sache erschien.

Auf der Insel Bourbon war man nun gar völlig für den früheren Gouverneur, der sich hier wirklich große Verdienste erworben hatte, eingenommen, überall in den Kreisen der Beamten, der Offiziere und der Grundbesitzer mußte Chadreux die heftigsten, leidenschaftlichsten Vorwürfe gegen seinen verehrten General hören. Leon selbst konnte



Hirschberger. (S. 195)



bei seiner Kenntniß der indischen Verhältnisse die ganze Sachlage allerdings besser beurtheilen. Er mußte sich sagen, daß nur ein ganzer und ungetheilter Wille den Hindus zu imponiren vermochte, daß eine Theilung der Gewalten, wie die selbstständige Handlungsweise Labourdonnaye's sie offenbar anstrebte, dem Ansehen der französischen Macht in Indien äußerst schädlich sein müsse, es konnte kein Plak für zwei Männer gleich Dupleix und Labourdonnaye sein! Aber Leon verhehlte sich denn doch auch nicht, daß Dupleix sehr hart, sehr rücksichtslos gegen jenen verfahren sei, und bitter empfand er, daß das große Herz des stolzen Generals nicht ganz frei von kleinlichem Neide gelieben war. Es war offenbar: er hatte Labourdonnaye den kühnen, erfolgreichen Handstreich auf Madras, er hatte ihm seinen schnell erworbenen glänzenden Ruhm nicht ganz gegönnt. Ein bitterer Vermuthstropfen fiel damit in des Grafen Seele. Eine verhältnißmäßig kleine Schuld rächte sich hier in wahrhaft tragischer Weise.

Hochsommer war es geworden, als der „Henri IV.“ endlich den Heimathswimpel flaggte und mit stolz geschwellten Segeln in den Hafen von La Rochelle einlief. Vier Tage später umarmte Leon seine heißgeliebte Schwester Louise und seinen Schwager Marcel, und saß mit ihnen wieder, wie einst in den glücklichen Jahren der Kindheit, unter den schattigen Lindenbäumen von Chadreux, von denen er so oft in der Ferne süßschmerzlich und sehnuchtsvoll geträumt hatte.

Es war ein frohes — und doch ein recht ernstes Wiedersehen. In jedes Gespräch mischten sich sofort die trüben Erinnerungen an die Ereignisse der letzten beiden Jahre, die trüben Schatten, welche die Sorgen um die nächste Zukunft hervorriefen, wollten sich durch kein Plaudern hinwegjagen lassen. Wenn Leon mit inniger Freude aus den Zügen seiner beiden Lieben ihr ganzes Glück herauslas, wenn sie ihm sagten, wie wenig ihnen an Reichtum und Glanz gelegen, wie sie nichts wünschten, als bald für immer vereinigt zu sein, dann stieg stets der Gedanke an das Grab des Vaters in seinem Herzen auf. Lebhafter als je empfand er die Pflicht, um seines Namens, um des alten Ruhmes seiner Familie willen von dem stolzen Wappenschilde der Chadreux den häßlichen Fleck abzuwaschen, mit dem der Leichtsinne der letzten Geschlechter ihn verunziert hatte. Eine heilige Ehrenpflicht schien es ihm, alle Verpflichtungen seines Vaters bis auf den letzten Livre zu tilgen, eine Ehrenpflicht aber schien es ihm auch, den alten Besitz, sein herrliches, geliebtes Chadreux, das seit Jahrhunderten nicht in fremden Händen gewesen, der Familie zu erhalten.

Oft rieth ihm Louise, Chadreux ohne Weiteres aufzugeben. Sie und Marcel brauchten ja nichts, und er mit seinen Kenntnissen und seinen militärischen Verdiensten würde sich bald eine neue, bessere Stellung und eine glücklichere Zukunft erringen können. Er wußte recht wohl, es war Louise selbst nicht Ernst mit ihrem Vorschlag, sie wollte nichts, als ihn freimachen von den Sorgen, die ihn fast zu erdrücken drohten.

„Kleine, liebe Heuchlerin,“ sagte er dann wohl, zu seiner Schwester, „wirst Du fremde, hartherzige Herren über unsere guten Bauern schalten sehen? Könntest Du es ertragen, daß unser schöner Park von irgend einem Spekulant zur Viehweide gemacht würde, oder daß ein habgieriger Finanzpächter in unser Schloß einzöge? Betrüge mich und Dich selbst nicht, Louise, wir sind Beide vom gleichen Blut und fühlen dasselbe. Lieber will ich mein Lebenslang hier in Chadreux gleich dem ärmsten Landmann sitzen und mit diesen meinen eigenen Händen arbeiten, um die auf un-

serem Besitz ruhenden Schulden abzutragen, als je ihn selbst freiwillig aufgeben.“

Aber je tiefer sich Leon in die vorgefundenen Verhältnisse hineinarbeitete, desto mehr erkannte er auch, daß ihre Abwicklung schwer, ja fast unmöglich war. In den letzten Monaten hatte bereits ein gerichtlich im Auftrag des Hauptgläubigers bestellter Administrator die Besingung verwaltet und dies war glücklicherweise ein arbeitsamer und ehrlicher Mann gewesen. Er ging den bedauerndwerthen Erben um so williger mit Rath und That zur Hand, als er selbst, ein kleiner Beamter aus der Nachbarstadt, mit dem Vater des Kapitäns Baudry seit langen Jahren eng befreundet war und diesem durch seine Gefälligkeiten zugleich einen Dienst zu erweisen dachte. Das Resultat der Nachforschungen und Aufstellungen, die Herr Vernier und Leon gemeinsam machten, änderte freilich an der Gesamtlage nichts. Die Bücher des früheren Intendanten, der unmittelbar nach dem Tode des alten Grafen seine Stellung aufgegeben und sich in Paris zur Ruhe gesetzt hatte, waren so unordentlich geführt, daß sich weder eine Uebersicht über das allmähliche Anwachsen der Verschuldung, noch ein Bild von Ausgaben und Einnahmen feststellen ließ.

Der geriebene Bursche selbst aber hatte sich durch die ihm von dem Vater Leon's erteilte Generalvollmacht völlig zu decken gewußt, ein gerichtliches Vorgehen gegen ihn versprach kaum einen Erfolg. Klar war nur das Eine, daß er in dem letzten Jahrzehnt hauptsächlich mit einem Pariser Geldmann, einem Herrn Ducord, der in jeder Hinsicht in sehr zweifelhaftem Licht erschien, gearbeitet hatte.

Dieser ehrenwerthe Bankier hatte zuerst Geld auf Hypotheken geliehen, dann bedeutende Kapitalien gegen Wechsel vorgestreckt, oder durch Mittelspersonen vorstrecken lassen, und er war es schließlich auch gewesen, der dem Vicomte Clairfont seine Grundschuld auf Chadreux abkaufte. Allerdings überstieg der Werth der herrlichen Besingung und des in der besten Gegend von Paris belegenen gräflichen Stadthotels die Gesamtsumme der Verschuldung sicher beträchtlich, aber der Geldmann bestand auf seinem Schein, auf Zurückzahlung der Darlehen, und die Aufreibung dieser bedeutenden Summen war, das sagte sich Leon selbst, und das sagten ihm auch Vernier und der alte Baudry, zur Zeit fast unmöglich. Schließlich hatte er es allein dem schleppenden Gang des Gerichtswesens und der bevorzugten Stellung des Grundbesitzes im damaligen Frankreich zu danken, daß der Gläubiger mit seinen Anträgen auf den Verkauf der Güter bisher noch nicht durchgedrungen war. Die Entschreibung stand jetzt aber unmittelbar bevor, und der junge Erbe sah voraus, sie mußte zu seinen Ungunsten ausfallen.

Nur Einer konnte helfen — Clairfont. Es war Leon bekannt, daß der Vicomte sehr reich war, daß er sein Vermögen zum großen Theil leicht flüssig machen konnte und zudem über einen ausgedehnten Kredit verfügte, die Clairfont's hatten von jeher für gute Finanzkünstler gegolten. Aber ob er helfen wollte, das erschien dem Grafen um so zweifelhafter, seit er jene Operation mit dem Verkauf der Grundschuld an Herrn Ducord kannte, es war ihm zudem im höchsten Grade peinlich, als Bittender zu dem Schwager zu kommen.

Troßdem erschien, nachdem beide Geschwister nach Paris übergesiedelt waren — Marcel kehrte schon früher nach der Hauptstadt, in der er jetzt garnisonirte, zurück — eine Aussprache mit Clairfont unvermeidlich. Zu seinem leisen Staunen, in das sich freilich sofort ein Gefühl des Mißtrauens mischte, wurde Leon nicht nur von Melanie, sondern auch von dem Schwager weit herzlicher willkommen geheißen, als er

erwartet hatte. Die Schwester überhäufte ihn sogar mit zärtlichen Liebkosungen, und Clairfont hatte schon in den ersten zehn Minuten ein ganzes Bouquet von Schmeicheleien entfaltete.

„Man brennt darauf, Dich bei Hofe zu sehen, Leon!“ rief er ein über das andere Mal. „Der Kriegsminister hat erst neulich mit der höchsten Anerkennung von Dir gesprochen, ich zweifle keinen Augenblick, daß das Ludwigskreuz schon für Dich bereit liegt. In den Salons sprach man eine ganze Woche lang nur von einer Deiner Heldenthaten — warte einmal, ja richtig, es handelte sich um die Befreiung irgend einer unermesslich reichen indischen Prinzessin. Duvelaur, der erste Direktor der Compagnie, schien gar nicht entzückt, daß Du heimkehrtest.“

„Und wie prächtig Leon aussieht!“ fiel Melanie ein. „Du mußt mich morgen in die Oper begleiten, ich werde stolz auf meinen Bruder sein, und ich sehe schon, wie sich Aller Augen auf unsere Loge richten.“

Der Graf lächelte trübe. „Du wirst Dir wohl denken können, liebe Schwester, daß ich bei meinen Sorgen wenig zu Vergnügungen aufgelegt bin. Ich würde Dir auch ein schlechter Gesellschafter sein, man verlernt in Indien, die neuesten Moden mitzumachen und elegant über nichts zu plaudern. Du entschuldigst mich also gewiß.“

Melanie verzog ihr Mündchen zu einem leisen Schmolzen. „Ich finde es sehr wenig galant von Dir, meine erste Bitte abzuschlagen, und was die Sorgen anbetrifft, so ist das Sache von euch Männern. Wir Frauen haben Besseres zu thun, als daheim zu sitzen und Trübsal zu spinnen!“

„Ganz recht, Melanie!“ entgegnete Leon. „Clairfont ist ja so glücklich, Dir jede Sorge ersparen zu können, meine Gattin wird sie einst mit mir theilen müssen, wenn ich mir überhaupt je ein Haus zu gründen in der Lage bin. Aber da die Sorgen nun einmal Sache von uns Männern sind — hast Du eine Viertelstunde Zeit für sie und mich, lieber Schwager?“

Der Vicomte führte Leon in sein Arbeitszimmer und hörte geduldig seine Auseinandersetzungen an. Ab und zu glitt ein leises, selbstzufriedenes Lächeln über sein glattes Gesicht, und dann tippte er wohl mit den Spitzen seiner wohlgepflegten weißen Finger aufeinander, als ob er sagen wollte: „Genau, wie ich es mir dachte, ganz so, wie ich es voraussah.“

Leon war kein Geschäftsmann, er verstand es nicht, Zahlen zu gruppiren und zweifelhafte Berechnungen durch eine gewandte Darstellung vortheilhaft erscheinen zu lassen. Er gab nur seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck, als er schließlich seinem Schwager sagte: „Wenn mir heute Jemand zwei Millionen Livres baar leiht, dann bin nicht nur ich gerettet und Chadreux bleibt der Familie erhalten, sondern jener Jemand macht kein schlechtes Geschäft; ich werde ihm das Geld angemessen verzinsen, ich bin sogar bereit, einen hohen Zinsfuß zu zahlen, und ich kann durch Sparsamkeit und rationelle Bewirthschaftung, durch eine zweckmäßige Ausbeutung der Forsten vor Allem, das Kapital selbst innerhalb eines Jahrzehnts zurückzahlen.“

„Zwei Millionen Livres!“ wiederholte Clairfont langsam. „Mein guter Leon, weißt Du, wie groß diese Summe eigentlich ist? Und Du verlangst sie baar — glatt — rund, Du verlangst sie heute, wo alles Kapital sich von jedem Geschäft fernhält! Du verlangst sie, ohne besondere Vortheile, ohne glänzende Aussichten zu bieten, Du verlangst sie auf Deine Sparsamkeit, auf Deine Thätigkeit, auf Deine wirthschaftliche Einsicht hin, kurz auf Dinge, lieber Schwager, die — nimm es mir nicht übel —



doch Niemand außer Dir selbst bisher zu beurtheilen versteht. Ich kann Dir nicht verhehlen, Leon, ich habe wenig Hoffnung, daß Deine Wünsche sich erfüllen werden — kein Geldmann wird Dir jene bedeutende Summe gewissermaßen auf Dein ehrliches Gesicht hin vorstrecken. Denn Dein ehrliches Gesicht würde thatsächlich die Hauptbürgschaft sein: Chadreur ist nur das Werth, was sein Besitzer werth ist. Unter einem tüchtigen Herrn mag es seine vier oder fünf Millionen verzinzen können, andernfalls — im jetzigen Zustand zum Beispiel — ist es mit seiner heutigen Belastung schon bis auf den letzten Eichentamm verschuldet. Herr Ducord wird wohl gewußt haben, wie weit er gehen kann."

Der Kapitän hatte hundertmal dem Tode in's Auge geschaut und keine Faser in ihm hatte sich geregt. Dieser kühlen, verstandesmäßigen Auseinandersetzung, diesem kalten Ton gegenüber fühlte er seinen Muth sinken. "Ich habe auch an keinen — Geldmann gedacht, als ich um Deinen Rath bat," brachte er endlich zögernd hervor. "Offen gestanden, Gaston, ich dachte an Dich!"

Die weißen Fingerspitzen klappten wieder aufeinander. "An mich?" machte Clairfont verwundert. "Mein guter Leon, man merkt, Du bist der Heimath lange fern gewesen. Wie soll Unserer sich an ein derartig gewagtes Geschäft herantrauen? Ich bin froh, wenn meine sicheren Einkünfte die Ausgaben meines Hauswesens einigermaßen decken, ich habe nichts auf's Spiel zu setzen, ich darf nichts verlieren. Du mußt mir meine offenen Worte nicht übel nehmen: wahrhaftig und ein- für allemal — ich kann Dir nicht helfen."

Leon wollte sich erheben, aber der Vicomte drückte ihn wieder in den Sessel zurück.

"Weißt Du, lieber Schwager," fuhr er fort, "nach meiner festen Ueberzeugung gibt es für Dich überhaupt nur eine Rettung: Du verheirathest Dich! Du trägst nicht umsonst einen der ältesten Namen Frankreichs, Du bist nicht umsonst ein bildhübscher Mann und Du stehst nicht umsonst gerade jetzt im Renommée eines besonders bevorzugten und ausgezeichneten Offiziers. Es kann Dir gar nicht schaden, Du brauchst nur zuzugreifen, und eine reiche Erbin hilft Dir über alle pekuniären Schwierigkeiten hinweg."

Vor dem geistigen Auge des Grafen stieg die Erinnerung an jene entscheidende Unterredung mit seinem verstorbenen Vater empor. Wie damals antwortete er auch heute: "Ich werde stets nur der Stimme meines Herzens folgen. Sprechen wir nicht mehr darüber."

Der Vicomte blickte lauernd unter den halbgeschlossenen Augenlidern hervor. Eine leichte Ironie klang aus seinen Worten, als er fragte: "Und Dein Herz hat bereits gesprochen — hat endgiltig entschieden?"

Der Gedanke an Dolarie durchbebte einen Augenblick Leon's Seele. Aber gleich darauf mußte er über sich selbst lächeln — was sollte diese phantastische Erinnerung hier! "Nein, Clairfont!" entgegnete er ruhig. "Mein Herz ist frei, aber es wird sich auch niemals beeinflussen lassen."

"Du brauchst ein hartes Wort, mein Freund! Beeinflussen — wer denkt an beeinflussen. Ich will Dir allerdings offen gestehen, Melanie hatte einen kleinen Plan gegen Dein stolzes Herz geschmiedet, Du weißt ja, die Frauen sind nie glücklicher, als wenn sie Heirathen stiften können. Ich will Dir auch kein Hehl daraus machen, daß sie sich Clemence und Dich gern als ein Paar träumte. Das Vermögen meiner Schwester wäre mehr als hinreichend, um —"

"Ihr seid sehr gütig," unterbrach ihn Leon gepreßt. "Ich darf hoffentlich als selbstver-

stänlich annehmen, daß Deine Schwester nichts von diesem — Traume Melanie's ahnt."

Clairfont lachte so laut, daß es fast ein wenig gezwungen klang. "Wo denkst Du hin! Das kann ich Dir als guter Schwager und Bruder zugleich ja allerdings verrathen, daß Clemence sich stets sehr gern Deiner erinnert hat. Im Uebrigen mußt Du Dein Heil selbst versuchen. Man sagt, Clemence sei hübsch geworden, sie hat wenigstens im letzten Winter, als sie bei Hofe zum ersten Male austrat, ungemein gefallen: vielleicht spricht das spröde Herz dort zur rechten Zeit!" und er deutete spöttisch auf die Brust Leon's.

Als Leon die Treppe des Palais Clairfont langsam herabstieg, mußte er sich wiederholt am Geländer stützen. Ihm war's, als ob die Füße und der Kopf ihm zugleich den Dienst versagten. Die letzte, die einzige Hoffnung war also vergebens gewesen und anstatt ihrer hatte Clairfont ihm nichts gezeigt, als ein häßliches Bild. Verkauft sollte er sich — der alte Plan des Vaters war von geschickteren Händen, unter günstigeren Verhältnissen neu aufgenommen worden. "Niemals, niemals!" hätte er rufen mögen, und doch schnürte ihm eine ungewisse Angst die Kehle zu. "Warum niemals, Du Narr?" flüsterte eine leise Stimme in ihm. "Was thätest Du denn Schlimmeres, als hundert Andere? Nicht einmal einen wirklichen Grund zur Abweisung gegen jene Dame hast Du, deren Millionen Dir so verlockend gezeigt werden. Alles fast, was Du von ihr weißt, ist, daß Du sie einst, als halbes Kind noch, sehr stolz, sehr hoffärtig gefunden hast. Sei kein Thor. Leon, greif zu! — greif zu!"

"Greif zu — greif zu!" schien das Poltern des Wagens auf dem schlechten Pflaster der guten Stadt Paris zu wiederholen. "Greif zu — greif zu!" schien der Gleitritt der Pferde zu rufen. "Greif zu — greif zu!" hämmerte es in Leon's Schläfen während der ganzen Fahrt. Als der Wagen endlich vor dem Hotel Chadreur hielt, und Sidi vom Boß sprang, um seinem Herrn den Schlag zu öffnen, fand er den Grafen tief in den Sitz zurückgelehnt. Er hatte das Gesicht in beide Hände verborgen und hörte kaum auf die Meldung des Burschen. Dann sah er plötzlich auf und blickte ihm starr in das braune Gesicht.

"Sidi, mein Junge!" stieß er hervor. "Ich wollte, wir wären in Indien!"

In diesem Augenblick trat Marcel Baudry aus dem Portal und eilte auf den Wagen zu. Er hatte die letzten Worte noch gehört.

"In Indien, Leon!" rief er. "Mein Freund, Du würdest dort wenig Freude haben. Ich kam soeben, um Louison und Dir die große Neuigkeit des Tages zu erzählen, die ich heute früh von einem Bekannten aus den Bureaux der Compagnie erfuhr: General Dupleix ist völlig in Ungnade gefallen, er ist abberufen, um sich hier zu verantworten. Sein Nachfolger ist schon seit zwei Monaten nach Pondichéry unterwegs, man hat bisher den Entschluß nur geheim gehalten —"

"Hätte man ihn nie gefaßt, diesen Entschluß der Schmach!" entgegnete der Graf heftig. In diesem Augenblick traten alle seine persönlichen Sorgen zurück. "Was Dupleix auch gefehlt haben mag, kein Anderer vermag ihn zu ersetzen, und niemals kann sein Fehlgroß sein, wie die Undankbarkeit des Vaterlandes, das diesen Schimpf schweigend duldet. Denke an mich, Marcel, mit dem Scheiden Dupleix aus Indien fallen alle stolzen Hoffnungen, die wir auf jenes herrliche Land setzten — heute schon gibt es ebenso gewiß kein französisches Indien mehr, wie die Augen Wischnu's nicht mehr dem Freiheitskampf des armen indischen Volkes leuchten! Der Kampf ist aus — den Briten bleibt die Beute!"

## In der Rue Sachapelle.

"Häuffst Du Schätze? Was soll's,  
Du kannst die Schätze nicht mit Dir  
nehmen in's öde Grab —"  
Herder.

Herr Ducord, oder wie er sich nicht ungern nennen hörte: de Cord, war ein kleiner Bankier in der Rue Sachapelle. Klein wenigstens, was den äußeren Umfang seines Geschäftes anbetraf. Eingeweihte freilich wollten wissen, daß außer dem Umsatz in der winzigen, räucherigen Wechselstube mit ihrem einzigen verkümmerten und ewig gelangweilten Commis, in dem Privatcomptoir des Bankiers Geschäfte gemacht würden, die in die Hunderttausende gingen. Ueber die Natur dieser Geschäfte drang allerdings wenig an die Oeffentlichkeit, und wenn Jemand gewagt hätte, Herrn Ducord einen Wucherer zu nennen, so wäre es ihm sicher schlecht ergangen. Herr Ducord war ebenso vorsichtig wie gerieben, er kannte alle Hinterthüren des Gesetzes und die Kniffe aller Winkeladvokaten, er liebte es, bei seinen Operationen den gefährlichsten Theil stets durch Mittelspersonen ausführen zu lassen, und die Zeiten, in denen seine milde Börse jungen Kavaliern direkt — natürlich gegen entsprechende Zinsen — offen gestanden hatte, waren längst vorüber. Schon seit Jahren gab er sich mit solchen Kleinigkeiten nicht mehr ab. Dafür ging er aber jetzt regelmäßig jeden Sonntag zur Kirche und setzte seinen Namen stolz unter alle Wohlthätigkeitslisten. Gottlob, das Geschäft warf es ja ab.

Herr Ducord also saß in seinem Privatcomptoir und schlürfte seine Morgenschokolade. Er war augenscheinlich in vortrefflichster Stimmung. Wieder und wieder rieb er sich die fleischigen, gutgepflegten Hände, und wieder und wieder schielte er unter seinen Brillengläsern mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit auf sein Töchterchen hinüber, das ihm soeben den duftenden Morgentrank gebracht hatte. Ja, er konnte auch stolz sein auf sein einziges Kind: Madeleine war entzückend, eine kleine Prinzessin, meinten die Bürgerfrauen in der Nachbarschaft.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Hirscheber.

(Mit Bild auf S. 193.)

Das eigenartigste und größte aller Wildschweine ist der Hirscheber (siehe unser Bild auf S. 193), welcher nur auf Celebes und einigen anderen Inseln der Molukken und des Sunda-Archipels vorkommt und dort vorzugsweise die Sumpfwälder und Rohrdickichte bewohnt. Sein Hauptmerkmal besteht darin, daß die Eckzähne des Oberkiefers durch die Kieferbedeckung hindurch wachsen und sich halbkreisförmig nach hinten krümmen, während die kürzeren und bideren Eckzähne des Unterkiefers mehr gerade nach aufwärts gerichtet sind. Beim Weibchen sind beide Arten von Eckzähnen schwächer und kürzer, als beim Männchen, und die der oberen Kinnlade wenig sichtbar, weil sie zwar die Kieferbedeckung durchbohren, aber kaum einen Centimeter über dieselben hervorragen. Das erwachsene Thier erreicht eine Länge von etwa 1,5 Meter (wovon 20 Centimeter auf den dünnen, hängend getragenen Schwanz kommen), und eine Höhe von ungefähr 80 Centimeter am Widerrist; die Haut ist dick, rauh, vielfach gerunzelt und gefaltet.

## Die Lukmanierstraße.

(Mit Bild auf Seite 196.)

Unter den verschiedenen prachtvollen und kunstreichen Hochgebirgsstraßen, welche der Kanton Graubünden aufzuweisen hat, ist die Lukmanierstraße gewiß eine der interessantesten. Sie wendet sich von Disentis aus südwärts nach Medels, überschreitet auf einer Steinbrücke den Vorderrhein und steigt dann durch die Mittelhainschlucht oder das Medelsertal in den überraschendsten Kunstbauten, längs



vielen Wasserfällen und an schauerlich-wilden Felsenpartien (siehe unser untenstehendes Bild) hin mäßig an. Die Straße passiert weiterhin mehrere Weiler

und Dörfer, die ärmlichen Hospize St. Gion, St. Gall und die Hütten der Alp Scheggia (1816 Meter), und führt endlich nach dem Hospiz Santa Maria,

das in einer Höhe von 1842 Meter am westlichen Fuße des Scopi oder Tschupe (3200 Meter) liegt. Dann steigt man in einer halben Stunde zu der



Partie von der Lukmanierstraße. (S. 195)

1917 Meter über dem Meere gelegenen Pashöhe des Lukmanier hinan, von wo man in den sonnigen Süden hinunterblickt. Die Straße senkt sich von

hier rasch nach dem Val de Zura, die Landschaft bleibt noch immer großartig, wird aber etwas weniger wild und enthält auf der 18 Kilometer langen

Strecke bis Olivone, wo die eigentliche Lukmanierstraße aufhört, noch verschiedene Kunstbauten.





Gretchen. Nach einem Gemälde von H. Eijermann. (S. 198)



## Gretchen.

(Mit Bild auf Seite 197.)

R. Eijermann's Gemälde „Gretchen“, das unser Holzschnitt auf S. 197 wiedergibt, stellt eine Scene aus dem ersten Theil von Goethe's „Faust“ dar. — Auf Faust's Geheiß hat sein dämonischer Begleiter Mephistopheles Gretchen ein Kästchen mit Schmuckgegenständen in ihren Schrein gestellt. Das junge Mädchen bringt den Fund seiner Mutter, die ihn, weil sie ein instinktives Grauen davor empfindet, ihrem Weichvater ausliefert. Mephisto hat dem schönen Kinde deshalb ein zweites Kästchen in den Schrein stellen müssen, und diesmal kommt Gretchen damit zu ihrer Nachbarin und Vertrauten, der alten Frau Marthe Schwertlein. Diese rath ihr, der Mutter nichts zu sagen, sondern die Schmuckstücke heimlich zu behalten; sie ist auf unserm Bilde in dem Augenblicke dargestellt, wie sie dem unerfahrenen Mädchen die verlockenden Schmuckstücke einzeln zeigt. Gretchen's freudige, mit Staunen und Scheu vermischte Bewunderung aber läßt es uns vorhersehen, daß sie dem Rathschlage der verschmitzten Alten, der den Samen des Bösen in ihr Herz senkt, folgen wird.

## Der Feuerkönig.

Episode aus der Geschichte der deutschen Auswanderung.

Von

Max Foh.

(Nachdruck verboten.)

Im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hatte England ein lebhaftes Interesse daran, seine in Nordamerika erworbenen Kolonien mit europäischen Auswanderern zu bevölkern. Durch ihre Agenten ließ die englische Regierung daher überall, namentlich in Deutschland, Auswanderer anwerben. In der That folgten auch zahlreiche Familien und abenteuerlustige Männer, besonders aus der Pfalz und der Schweiz, dem Aufruf von England her, und die britische Regierung sorgte für freie Fahrt der in London sich einfindenden Auswanderer nach Amerika und für die freie Uebergabe von Ländereien.

Ein Theil der Kolonisten wurde auch nach dem von Europäern noch völlig unbewohnten Küstenland von Karolina, wie es die Franzosen während ihres Besizes im 16. Jahrhundert benannt hatten, geleitet, und trotzdem die ersten Versuche von Ansiedelungen ausgewandeter Europäer daselbst an der Feindseligkeit der indianischen Bevölkerung scheiterten, so fanden sich doch im Frühling des Jahres 1718 wieder eine Anzahl meist ziemlich wohlhabender Pfälzer in London zusammen, welche das Wagniß nochmals versuchten.

Das alte schlechte Schiff, das ihnen die britischen Agenten gemiethet hatten, kam trotz aller Fährlichkeiten nach monatelanger Fahrt seinem Ziele nahe. An einem sonnigen Nachmittage konnten die Pfälzer, welche die Reise auf diesem Schiffe gemacht, in weiter Ferne einen langen dunklen Streifen erkennen, der die Küste von Karolina bezeichnete.

Zubelnd begrüßten sie das verheißene Land. Vergessen war auf einmal alles ausgestandene Leid, alle Furcht vor einem Unglücke, alle Rohheit und Lücke der englischen Matrosen und des Kapitäns, die sich ihnen bei Vertheilung der verdorbenen und unzureichenden Lebensmittel und in der sklavenhaften Behandlung nur zu sehr offenbart hatte. Bald, bald waren sie ja befreit davon und geborgen auf dem Lande, nach welchem sie seit Wochen wie nach dem Eden ausgesehrt, wo sie ganz nach ihrem Sinn sich heimathlich einrichten und ein glückseliges Dasein führen könnten!

Noch eine Nacht, noch eine einzige unter der Despotie des feindseligen Schiffsvolks — am anderen Morgen leuchtete ihnen die Sonne

zur Erlösung, und sie betraten den Boden ihrer Hoffnungen.

Wie trieb sie schon Ungebuld und alle Furcht verschluckende Freude, ihre Habseligkeiten auf Deck zu holen und zum schnellen Fortschaffen zu ordnen! Mängstlich bisher von ihnen verborgen gehaltene Schätze an Geld und Schmuck aus altem Familienbesitz langten sie aus Kisten und Koffern und zeigten sie sich gegenseitig, als wollten Einer den Anderen versichern, daß er ein Mann von Mitteln sei und nicht als ein armer Abenteurer in die Zukunft gehe. Und fröhlich, wie noch nie auf der langen Fahrt, belebte sich mehr und mehr ihr Geplauder dabei; die Herzen öffneten sich und unter dem einigenden Gefühl gemeinsam ertragenen Ungemachs legten sie die Hände zum Freundschaftsbund ineinander, der sich nun im Aufbauen des neuen Daseins da drüben im wirklich erreichten Märchenlande bewähren sollte.

Dort neigte sich die Sonne, dort, wo schon deutlicher jezt in ihrem goldigen Glanz die Küste sich zeigte. Kein Auge wandte sich davon ab. Immer tiefer sank der Gluthball und warf seine Feuerröthe über das ruhig wogende Meer. Wolkenlos der Himmel, wie wenn er den Hoffenden das Glück ausdrücklich verspreche, und seine goldschimmernde Helle im Westen wandelte sich dann in purpurne Pracht. Dunkel wurde es auf dem weiten Meere; schon blitzten die Sterne hernieder und funkelten im Spiegel des Wassers.

Da kam es andächtig von selbst über die deutschen Männer auf dem Schiffsdeck, und Einer stimmte an das schöne fromme „Nun danket Alle Gott!“, und Alle fielen ein und dankten Gott mit Herzen, Mund und Händen. Feierlich klang es über das Meer hin nach der Küste von Karolina, auf welche der Segler aufstrebte.

Tiefe Nacht nun; es ward Schlafenszeit. Die letzte Nacht also auf dem Schiffe, nur diese eine noch! Sei es eine gute, wünschte man sich gegenseitig.

Die Einen blieben auf Deck, den Schlummer in der lauen Luft und bei ihren Sachen zu halten; die Anderen gingen hinunter in die Kojen. Gute Nacht! Schlaf wohl, Bruder! Gute Nacht!

Bald war es todtensstill auf dem Schiffe. Die Wogen nur rauschten leise, und manchmal war es, als schluckzten sie klagend am Kiel. Dann wieder ist Alles todtensstill.

Nur in der Kajüte des Kapitäns war noch Leben. Da wisperten rauhe Stimmen böse Worte einander zu, und tödtliche Augen funkelten sich dabei an. Der Kapitän hielt mit seinen Leuten Rath.

„Wer fragt nach ihnen?“ hörte man aus seinem Munde. „Spurlos verschwinden sie mit dem Schiffe, und wir haben ihr Geld.“

„Es darf aber Keiner sich retten!“ antwortete ihm sein Bootsmann. „Das Meer ist ein stilles Grab. Dort mögen sie Alle liegen.“

„Aber daß ja Keiner entkommen kann. Wir müssen sie einzeln erst erschlagen.“

Ein unheimliches Schweigen trat nach diesen furchtbaren Worten des Kapitäns ein. Bootsmann und Matrosen brüteten minutenlang darüber.

„Wir sind wenig.“ sagte endlich Einer. „Ihrer aber sind viele.“

„Wenn wir sie plötzlich im Schlafe überfallen,“ entgegnete der Kapitän, der seine Leute kannte und wußte, daß die Habgier sie wie ihn besetzte, „so hat's keine Gefahr. Erst die oben auf Deck, dann die unten, vor denen wir zunächst die Treppentufen schließen.“

„Wohlan, Kapitän! Wir sind bereit!“ Kein Widerspruch erhob sich mehr.

„Haben wir,“ hob nun der Kapitän wieder an, „die Ladung gelöscht, so verbrennen wir

das Schiff. Es ist dann ein Unglück, in dem die Deutschen umkamen. Sie hätten Schuld gehabt an dem Brande, so behaupten wir. Wir allein hätten uns in dem Boote retten können. Und welch' ein schönes, freies Leben können wir dann als erste Ansiedler von Karolina führen! Wir gründen eine Kolonie, eine Stadt, machen uns die Indianer mit Gewalt oder List unterthänig und leben wie die Könige. Ha! Wie Könige!“ wiederholte er mit einem unterdrückten teuflischen Lachen. „Das lohnt sich doch! Wir nehmen das ganze Land im Namen Seiner großbritannischen Majestät in Besitz und vertheilen es unter uns. Ihr werdet Alle Barone, Lords, und Jeder hat ungeheuren Grundbesitz. Seid Ihr also damit einverstanden, Leute?“

„Ja, ja!“ riefen diese ihm in wilder Lust und Entschlossenheit zu. „Wir wollen uns ein Königreich da drüben gründen!“

„Fertig also! Verlieren wir keine Zeit!“ sagte der Kapitän nun befehlshaberisch. „Bootsmann, laßt das Steuer wenden, so daß wir wieder mehr vom Lande abtreiben. Holt alle eure Waffen, Messer und Aerte, um damit möglichst still Einen nach dem Andern abzu-thun. Keine Schiffe; haltet die Pistolen fest im Gürtel. Habt ihr eure Waffen, so kommt hierher, damit wir Alle auf einmal losgehen. Gilt, denn die Nacht ist kurz, und noch in der Nacht muß Alles geschehen sein!“

Wie er befohlen, so geschah die Vorbereitung zu dem grausigen Werk. Ungesteuert trieb mit gereiften Segeln das Schiff auf dem Wasser. Mit Messern und Beilen sammelte sich das ganze Schiffsvolk, an die zwanzig Mann stark, an der Kajüte des Kapitäns. Dann gab er das Zeichen, und im Nu stürzten ihm die Mordgesellen nach auf die schlafenden Auswanderer.

Ein kurzer Aufschrei wohl, hier und da, aber dann folgte auch schon ein dumpfer Fall in's Wasser, und Alles war wieder still. Kaltblütig mordete die Bande Alles, was an Deck war, ohne daß die im Binnenraum des Schiffes Schlafenden etwas davon merkten.

Dann, nachdem die Luken wieder gehoben, schlichen sie sachte hinunter in den Innenraum. Von Kojen zu Kojen, von Lager zu Lager wüthete das blutige Morden. Keine Rettung war denen möglich, die vom Nöcheln der Sterbenden erwachten, keine Gegenwehr denen, die aufschreckten und blickschnell erkannten, was vorgehe. Nachdem die Meisten schon niedergemetzelt, brauchte man auch nicht mehr die Vorsicht und Frimlichkeit der Unthat zu beobachten. Wer hrie, den konnte man niederschließen; wer sich zu flüchten suchte, entging seinem Schicksal doch nicht. Bald war kein Deutscher mehr am Leben. An die Hundert waren erschlagen.

Dann ließen die Mordgesellen die Boote in's Wasser und brachten alle Kisten und Kasten der Getödteten, Alles, was sie an Geld und Gold, an sonstigen Dingen in ihren Taschen vorgefunden hatten, an's Ufer. Fertig damit, zündeten sie das Schiff an, in welchem noch die Leichen, vielleicht auch noch mit dem Tode Kämpfende, in Schmerzen und Ohnmacht Verblutende lagen, und ruderten darnach durch das ruhige Meer der Küste zu.

Das Schiff stand schnell in hellen Flammen, die gen Himmel lohten und ihren grellen Schein weit über das Wasser warfen. Das scharfe Knistern, als das Feuer die obersten Raaen und Spieren ergriff, hörten die fliehenden Mörder noch in weiter Ferne. Funken umsprühten dazu den ganzen glühenden Schiffskörper, der langsam vor dem Winde dahintrief.

„Bald wird es zusammenbrechen!“ rief der Kapitän, indem er das schauerliche Schauspiel von seinem Boot aus mit Spannung verfolgte. „Das Meer muß es doch verschlingen.“



Und endlich ging es mit dem gräßlichen Feuerwerk zu Ende. Die Maanen fielen glühend ab und in's Meer, die Masten senkten sich nieder, die Schiffsplanen lösten sich. Das Wasser konnte in die entstandenen Oeffnungen dringen; man sah den mächtigen Körper nach einer Seite zurücksinken, sich aufbäumen mit dem Rest seiner glühenden Tafelage; dann verschlang ihn zischend die Meeresfluth. Alles war dunkel auf der See, Alles todtstills.

Unheimlich aber war es den rucklosen Mördern zu Muth geworden. Selbst diese rohen Naturen vermochten nach der Vollendung ihres Verbrechens die Regungen ihres Gewissens nicht zu unterdrücken. Gewissensangst setzte sie in Furcht und ließ sie vermehren, daß die Klagen der Sterbenden noch über die Wasser herüberirrten zu ihnen, und die letzten Flüche der Gemordeten die Luft erfüllten. Schweigsam und mit finsternen Mienen ruderten sie ihrem Ziele zu. Sie sahen es immer deutlicher vor sich, da nun im Osten der Himmel den Ausgang der Sonne immer lichter verklärte, und nun hob sie sich aus der silberglänzenden See in goldener Pracht empor und ließ das Gestade deutlich erkennen.

Bald landeten die Boote in einer kleinen Bucht und wurden von den finsternen Gesellen all' der mitgenommenen Beute entledigt. Der Kapitän ließ alles Gut am Strande zusammenhäufen, um die Beute an Geld und Werthsachen zu theilen. Da reizte die Habguth die Geister, und es kam zu wildem Streit über diese und jene Werthsache, die Einer dem Andern nicht gönnte, oder die Jener für werthvoller hielt, als die ihm zugewiesene. Der Kapitän, der neue „König“ des Landes, von dem er noch nichts als einige hundert Fuß des Ufers kannte, beruhigte schließlich die Leidenschaften, indem er bei der Vertheilung der Gebiete an seine neuen Grafen und Barone eine ausgleichende Gerechtigkeit durch eine allgemeine Abstimmung über eines jeglichen Antheil versprach, und es trug seine Vorstellung um so leichter den Sieg davon, als Jeder sich sagte, daß nur durch festes Zusammenhalten in dem fremden Lande ihre Pläne auszuführen seien. Zudem gab es ja Niemanden, der sich nicht eine schwer gefüllte Geldkase, die einem auf dem Schiffe Erschlagenen gehört hatte, umschnallen konnte, die Finger nicht sich mit Ringen zu bestecken, die Taschen mit Uhren und anderen Kleinodien zu füllen vermochte. In Säcken und Bündeln trugen sie Pulver und Patronen an sich, Messer und Pistolen steckten im Gürtel, Jeder hatte seine Büchse oder deren auch wohl zwei.

„Aber,“ fragte plötzlich Einer, „wo ist der Proviant?“

Mit Schrecken überzeugten sie sich, daß er in der Eile und Aufregung vergessen worden war. Kein Stück Brod und auch kein Tropfen Trinkwasser war da, und in dem Augenblick, da dieser Mangel entdeckt wurde, stellte sich auch Hunger und Durst bei Allen ein. Einzelne besaßen wohl eine Feldflasche mit Rum; aber sie verbargen sie nun vor den Andern, nachdem sie für sich einen stärkenden Zug daraus genommen.

So brach der Trupp auf, um ein Indianerdorf aufzusuchen. Die Kisten und Koffer wurden mit Segeltuch überdeckt und vorläufig am Strande zurückgelassen. Dann drangen die Matrosen in den dichten Wald ein. Wilde Beeren und bittere Wurzeln der den Boden bedeckenden Pflanzen mußten ihnen den quälenden Hunger nothdürftig stillen. Endlich kamen sie an einen Fluß, mit dessen Wasser sich die Erschöpften gierig laben konnten.

Müde lagerten sie sich an dem felsigen Ufer und beriethen, was zu thun sei. Jeder sah mit einem eigenthümlichen Gefühl auf sein

Gold und Silber, das er an sich trug, und wobei sie doch Alle zum Sterben elend vor Hunger waren. Sie zogen dann längs des breiten Flusses weiter, in der Hoffnung, endlich doch noch auf ein Indianerdorf zu stoßen und sich da Nahrung verschaffen zu können.

Aber erst am anderen Tage, nachdem sie unter den Entbehrungen und Strapazen schwer gelitten, stießen sie auf ein Indianerdorf. Der Kapitän hatte für einen solchen Fall angeordnet, daß man kluger Weise erst um die Freundschaft der Wilden sich bemühen solle, und mit dieser Absicht gelang es ihnen in der That, gastlich in dem Dorf von dem obersten Häuptling aufgenommen zu werden. Um denselben noch günstiger zu stimmen, zeigte ihm der Kapitän eine Handvoll Goldstücke und bot sie ihm zum Geschenk an. Der Häuptling fand aber daran kein besonderes Gefallen, und die Vandalen sahen auf einmal unter großer Niedergeschlagenheit ein, daß ihr geraubtes Gold, an dem so viel Blut klebte, hier so werthlos sei wie Kieselsteine.

Sie blieben wochenlang bei den Indianern und lernten mehr und mehr sich mit ihnen verständigen. Sie gingen mit ihnen auf die Jagd und gebrauchten da ihre Feuerwaffen. Dieselben waren den Wilden schon von den Kämpfen her, die sie mit früher bereits eingedrungnen Weißen bestanden hatten, bekannt, und desto listerner verlangten sie darnach, solche zu besitzen. Aber natürlich wollten die Engländer sich nicht von den ihrigen trennen, denn sie merkten wohl, in welchem Respekt sie sich mittelst derselben bei ihren rothhäutigen Freunden hielten, und sahen darum mit Pangen dem Tage entgegen, an dem ihre Vorräthe an Pulver und Blei zu Ende, und ihre Schußwaffen nichts mehr werth sein würden.

Deshalb dachte der Kapitän auch daran, unter dem Ansehen, das ihm und seinen Leuten das knallende und tödtliche Blei versendende Feuergewehr gegeben, mit den Indianern einen vortheilhaften Freundschaftsvertrag zu machen. Er geberdete sich dabei, als sei er der König der Engländer, der jeden Tag neue Schiffe mit Mannschaften und Waffen erwarten könne, und die Häuptlinge ließen sich auch auf Abtretung eines großen Küstenstriches unter der Bedingung ein, daß ihnen der „Feuerkönig“, wie sie ihn nannten, in ihren Kämpfen gegen feindliche Stämme mit seinen Schußwaffen helfen solle. So schieden beide Theile in Eintracht von einander, und die Engländer erhielten sogar auf ihren Wunsch eine Anzahl der Rothhäute gleichsam als Arbeitsleute mit, als sie abzogen, um sich an der Küste eine eigene Ansiedelung zu errichten.

Triumphirend über diesen Erfolg, machten sich die Engländer an's Werk. Sie errichteten Blockhäuser an der Bucht, in welche der Fluß sich ergoß, sicherten ihre Gebäude durch Palissaden, und die Indianer verschafften ihnen Mais, mit dem sie das fette Land ringsum bebauen konnten.

Es kam ihnen wirklich vor, als hätten sie nun ein Königreich, als sei ihre Ansiedelung die hoffnungsvolle Hauptstadt davon, als erfüllte sich glänzend Alles, was sie sich durch ihr geheimnißvoll gebliebenes Verbrechen versprochen hatten.

Freilich, all' das geraubte Geld war nichts werth, und sie sahen es manchmal mit Abscheu an, da es sie an die gräßliche That erinnerte, unter deren Last ihr Gewissen bedrückt war, wenn sie auch in stummem Troß es einander nicht merken lassen wollten. Gezwungen nur zeigten sie frohe Mienen; im Innern litten sie Qual, denn Keiner traute dem Andern recht.

Tag um Tag lugten sie daher aus über das weite, endlose Meer, ob denn kein Segler heransiegle aus Europa, um ihnen andere Ge-

nossen in die Ansiedelung zu bringen, in deren Augen sie nicht gebrandmarkt durch Mord und Mord erschienen, mit denen das Leben zerstreuer, der Umgang freier würde. Doch niemals tauchte ein Segel vor ihnen auf, und sie verwünschten oft, einsam in dieser Wildniß leben zu müssen.

Eines Tages forderten die Indianer von ihnen, daß sie nach dem Vertrage den Kriegszug gegen einen feindlichen Stamm mitmachen sollten. Wohl oder übel mußten sie sich dazu entschließen, obwohl sie längst all' ihr Pulver auf der Jagd verschossen hatten, und somit vor ihren Verbündeten das bisher gehütete Geheimniß der Werthlosigkeit ihrer Büchsen und Pistolen nicht mehr bewahren konnten. Schon hatten sie überhaupt an der früheren Achtung bei den Indianern dadurch verloren, daß die Schiffe mit den neuen Mannschaften, wie der Kapitän vorgespiegelt hatte, nicht gekommen waren, und natürlich hatten die Ureinwohner sich darauf gefragt, was denn das für ein König sei, der nur zwanzig Krieger habe, und weshalb sie denn sich von solch' einem Häuflein gefallen lassen sollten, daß es die Herrschaft im Lande beanspruche.

Vollends verächtlich wurden sie gegen die Weißen gefinnt, als sie endlich doch erkannten, daß deren gefürchtete Feuerwaffen unbrauchbar und ungefährlich geworden waren, und die Fremden in ihrer Hilflosigkeit eigentlich nur der Gnade Derjenigen, denen sie Herren sein wollten, ihr Dasein verdankten. In dieser bedrückenden Selbsterkenntniß folgten die Engländer dem Kriegsruf ihrer mächtigen Nachbarn auch nur, um es nicht gänzlich mit ihnen zu verderben. Recht kam es ihnen in ihrer unruhigen, quälerischen Stimmung überdem, sich durch das kriegerische Abenteuer zu zerstreuen.

Aber dasselbe fiel so unglücklich als möglich aus. Mehr als die Hälfte der Engländer wurde von dem feindlichen Stamme gefangen, und der Tod über sie beschlossen. Sie wurden zusammen nach dem großen Hinrichtungsplatz geschleppt, entkleidet, gefesselt und auf den Boden geworfen. In dieser schrecklichen Lage blieben sie unter Bewachung einen Tag und eine Nacht lang. Mit dem Wiederaufgang der Sonne kamen alle Rothhäute des Stammes herzu und schlossen einen weiten Kreis um die Verurtheilten. Die Häuptlinge saßen auf der Erde in der vorderen Reihe und hinter ihnen tanzten die Krieger schreiend wie besessene Teufel. Mehrere als Hentzer Vortretende waren gräßlich bemalt und schnitten ihren Opfern entsetzliche Gesichter. Sie schlugen denselben unter deren Schmerzgeheul scharfe Tannenstäbchen in's Fleisch und banden sie dann an eingeschlagene Pfähle. Die Tannenstäbe, mit denen die Opfer gespißt waren, wurden nach und nach angezündet, und so starben die elenden Mörder eines langamen, qualvollen Todes.

Traurig erging es auch den Andern, die nicht in die Hände der feindlichen Indianer gefallen waren. Sie kamen nach ihrer Ansiedelung wie die Knechte der Wilden zurück, mit denen sie den Kriegszug gemacht, und waren fortan, wie durch Schicksalsband geschlagen, innerlich und äußerlich gebrochen. Die Indianer, ihre ehemaligen Verbündeten, ließen ihnen dies jämmerliche Dasein, aber sie vergifteten es ihnen durch den Hohn über ihre Ansprüche von früher, in dem fremden Lande König und Barone haben spielen zu wollen. Vergeblich suchte der Kapitän, der Feuerkönig, diese unerträgliche Lage zu ändern und mit den Wilden sich für seine Person wieder auf einen besseren, freundschaftlicheren Fuß zu stellen. Seine List und seine Künste versagten gänzlich: die Indianer behandelten auch ihn mit wachsender Verachtung.



Einmal nach dem Anderen der Mordgefallen wurde vom Malariafieber ergriffen und starb daran. Jeder brachte oder vermachte vor seinem Tode einem seiner Kameraden seine aus dem Seeraub herflammen und unbenuzbar gebliebenen Schätze, und jeder Erbe fluchte auf das Gut, das er auf diese Weise bekam. Nach dem schmählichen Untergang ihrer Genossen in der Gefangenschaft des feindlichen Indianerstammes hatten sie deren Hinterlassenschaft, weil sie doch herrenlos geworden war, unter sich getheilt, ohne Verlangen, ohne Freude, nur um etwas damit anzufangen. Denn nun sie seit Jahr und Tag sich genugsam überzeugt hatten, daß all' dies Gold und Geld und Silberzeug keinerlei Werth für sie habe, war auch aller Reiz daran völlig verloren gegangen und erinnerte sie nur an ein ruchloses Verbrechen,

das ihnen nichts als Elend und Jämmerlichkeit eingetragen.

Der „Feuerkönig“ war Derjenige, der alle seine Leute überlebte, trotzdem er auch mit den letzten von diesen krank an allen Gliedern darnieder gelegen. Nun hatte er das Geld und den Beuteantheil von Allen, die er zur Mordthat einst bestimmt, in seinem alleinigen Besitz. In einem iden Blockhaus lag dieser Schatz auf einem Haufen am Boden, als sei es Rehrich; weder er noch die Indianer, welche da verkehrten, warfen einen Blick darauf. Sie bewiesen sich mitleidig gegen ihn, wie gegen einen kranken Hund, denn er erschien ihnen als völlig nährlich. Allnächtlich nämlich hatte er eine fürchterliche Vision. Es erschien vor seinen Augen draußen auf dem Meere das brennende Schiff, und dann suchte er wimmernd vor

Angst Schutz bei seinen rothen Freunden. Einmal, als er diese ihn verfolgende Vision ihnen vom Blockhaus aus wieder mit schreckensbleichem Antlitz zeigen wollte, brach er zusammen und taumelte tot mit dem Gesicht in den Haufen der geraubten Schätze.

Erst nach Jahren kam abermals eine englische Expedition nach der Karolinaküste, um nach dem Schicksal der vorigen zu forschen. Aus den Mittheilungen der Indianer, die dann dem Schicksal der Vertreibung oder Unterwerfung durch die Engländer nicht entgingen, erfuhr sie, was sich unter dem „Feuerkönig“ zugetragen und was er im Fieber über den Untergang des Schiffes mit den Pfälzern verathen. Auch den Raubschatz fanden sie noch vor. Bis heute lebt in Karolina die Geschichte von den Pfälzern und ihren Mördern.

## Humoristisches.



Veraltete Anschauung.

A.: Sie hätten für Ihren Konzertgarten aber doch besser eine Zeiger- und Schlaguhr gewählt, denn die Sonnenuhr ist im besten Fall doch nur brauchbar, so lange die Sonne scheint!

B.: O, bei meiner tages- und sonnenhellen elektrischen Gartenbeleuchtung spielen ja jetzt Nacht und Sonne gar keine Rolle mehr.



Der junge Doktor.

A.: Nun, lieber Freund, wie seid ihr in eurem Städtchen mit dem neuen Doktor zufrieden. Er soll ja ein ganz netter junger Mann sein!

B.: Was mich anbetrifft, so bin ich mit dem neuen Doktor ganz und gar nicht zufrieden. Als noch unser alter Doktor Senfpflaster lebte, hat meinen Töchtern nie etwas gefehlt, jetzt kränkeln alle Drei, und ich muß jede Woche zum Arzt schicken.

## Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten)

Wie die Ehescheidung einmal abgeschafft und warum sie wieder eingeführt wurde. — Am Hauptthore der Stadt Agra in Hindostan soll folgende Aufschrift zu lesen sein: „Im ersten Jahre der Regierung des Kaisers Zulot wurden sehr viele Ehen nach beiderseitiger Einwilligung der Gatten von der Obrigkeit getrennt. Dies erregte den Unwillen des Kaisers und er schaffte die Ehescheidung in seinem Staate ab. Im Laufe des folgenden Jahres verminderte sich die Anzahl der Ehescheidungen in Agra um dreitausend, dreihundert Frauen wurden lebendig verbrannt, weil sie ihre Männer vergiftet, und fünf- und siebenzig Männer, weil sie ihre Weiber ermordet hatten; der Werth des Geräthes, das in den Familien zerbrochen und verdorben wurde, belief sich auf drei Millionen Rupien. Der Kaiser führte darauf schnell die Ehescheidung wieder ein.“ Schl.

Auch eine Wadepkur. — „Wie ist Ihnen die Marienbader Kur bekommen?“ fragte Jemand den bekanntlich sehr corpulenten Lord Spencer.

„Vortrefflich!“ war die Antwort. „Ich habe dort täglich mehrere Pfund verloren.“

„Aber Sie sind ja noch ebenso stark, wie vorher!“

„Leider — leider, denn es waren — Pfund Ster- ling, die verlor ich im Spiel!“ Schl.

## Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 24:

Das beste Lebensregiment ist, wo Gefühl die Segel schwellt und die Vernunft das Ruder hält.

## Ergänzungs-Räthsel.

M	O		T	Z
B	L		S	E
H	A		E	T
A	M		S	E
K	L		K	E

Werden die wagerechten Reihen durch die entsprechenden Buchstaben ergänzt, so nennen dieselben: 1) Einen männlichen Vornamen, 2) ein Kleidungsstück, 3) den Gelden eines Drama's von Shakespeare, 4) ein Insekt, 5) einen Abzugs- kanal.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen die ergänzten Mittelreihen, von oben nach unten gelesen, ein berühmtes Liebespaar. [G. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösungen von Nr. 24:

des Kapsel-Räthsels: Pf-ort-e;  
des Logogriphs: Zeugen — Eugen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.  
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.  
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben  
von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher  
Germann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.